Zeitschrift: Studia philosophica : Schweizerische Zeitschrift für Philosophie = Revue suisse de philosophie = Rivista svizzera della filosofia = Swiss journal of philosophy

Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft

Band: 7 (1947)

Artikel: Gibt es einen Fortschritt in der Philosophie?

Autor: Plessner, Helmuth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-883475

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gibt es einen Fortschritt in der Philosophie?*

Von Helmuth Pleßner

Hat die Philosophie es seit den Tagen ihrer klassischen Ausprägung bei Plato und Aristoteles «weiter» gebracht? Bilden die Höhepunkte ihrer Geschichte in Plotin, Augustin, Thomas von Aquin, Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant, Hegel Phasen einer fortschreitenden Entwicklung, einer zunehmenden Bereicherung unserer Erkenntnis? Hat sich auf den verschlungenen Wegen philosophischen Erkennens, im Kampf der Richtungen und Schulen ein sicherer Bestand an Einsichten, ein wachsendes Verständnis der Denker für einander, eine Angleichung der systematischen Positionen angebahnt?

Die das Wesen des Philosophierens angehende Frage muß dem Spezialwissenschafter merkwürdig, ja anstößig vorkommen. Wie wird es um ein Fach bestellt sein, das im Rückblick auf eine mehr als zweitausendjährige Entwicklung Anlaß findet, ein derartiges Problem aufzuwerfen? Handelt es sich doch hierbei offenbar um mehr als um die Sorge, eine akute Krise im Fache der Philosophie zu überwinden. In der Frage nach seinem Fortschritt meldet sich der Zweifel an seiner Fortschrittsfähigkeit überhaupt. Diesen Zweifel kennt der Spezialwissenschafter nicht. Die Gelehrten streiten gewiß über den Wert neuer Funde, Theorien und Hypothesen, aber diese unvermeidlichen und gerade für den Fortgang der Wissenschaft unerläßlichen Diskussionen nehmen dem Forscher nicht den Mut, an die Möglichkeit seiner weiteren Entwicklung zu glauben. Gerade in den letzten Jahrzehnten sind wir Zeugen tiefgehender Krisen, z. B. in der Physik und in der Psychologie, gewesen. Aber diese Krisen bildeten nur scheinbare Störungen im stetigen Weiterschreiten der Fächer. Wer gewöhnt war, in einer lange

---

* Rede bei der Übernahme des ord. Lehrstuhls für Philosophie an der Universität Groningen (Holland).

festgehaltenen Richtung und auf einem Fundament, das für die Ewigkeit gebaut schien, seine Untersuchungen anzustellen, dem mochten die Entdeckungen eines Einstein, Planck oder Freud lästige Zumutungen bedeuten. In Wirklichkeit bildeten die im Gefolge dieser Entdeckungen auftretenden Krisen notwendige Durchgangsstadien in der Entwicklung unserer Einsichten auf physikalischem und psychologischem Gebiet. Neue Tatsachen, neue Begriffe drängten die Fächer in eine andere Richtung, aus der unerwartete Lösungen für alte Probleme zwar mit neuen Problemen bezahlt werden mußten, aber schließlich unsere Erkenntnis erweiterten und vertieften. Schien in der stürmischen Phase des Vordringens auf neuen Wegen womöglich das ganze Fach in Frage gestellt, so wurden im Rückblick auf die Ergebnisse die Kontinuität mit den vorangegangenen Phasen und die Einheit im Fortschritt sichtbar. Denn ein Kernbezirk von Gegenständen, ein Grundstock von Einsichten und methodischen Regeln der Untersuchung, eine damit gegebene Fluchtlinie der Arbeit bilden den Rahmen der Fächer, den Maßstab ihres Fortschritts. Alle Spezialwissenschaften, ob Natur-, ob Geisteswissenschaft, ob Mathematik, fügen sich dem Gesetz des Arbeitserfolges. Stets entscheidet der Erfolg im Fortgang der Arbeit über den Wert eines Fundes oder einer Theorie. Dadurch bildet sich bei aller Verschiedenheit der Richtungen, ja trotz unvereinbarer Gegensätze in grundsätzlichen Auffassungen eine Basis der Verständigung, eine gemeinsame Terminologie, eine diskutable Problemstellung in den positiven Wissenschaften.

Offenbar besteht dieser Zustand in der Philosophie nicht, sonst könnte sie nicht die Frage nach ihrem Fortschritt, nach der Möglichkeit ihres Fortschrittes stellen. Offenbar verfügt sie nicht über eine Basis der Verständigung, eine gemeinsame Terminologie und Problematik, eine gegebene Fluchtlinie der Arbeit. Wo liegt der Kernbezirk ihrer Gegenstände, was ist ihr Grundstock an Einsichten und methodischen Regeln der Untersuchung? Wir kennen keine Antwort, die allgemein angenommen wäre. Stets formt die Antwort auf die Frage nach Gegenstand und Methode der Philosophie den Kristallisationspunkt systematischer Gedanken, die sich einer bestimmten Richtung und Auffassung, *einer* Philosophie, nicht *aller* Philosophie zu Grunde legen lassen. Glaubt der Antwortende die Arena der streitenden

Schulen und Richtungen verlassen zu haben, so sieht er sich auch schon in neuen Streit verwickelt und kommt zu der Entdeckung, daß jeder Versuch zur Unparteilichkeit oder Überparteilichkeit nur Anlaß zu neuen Parteibildungen bietet. Hier jedenfalls gibt es keine Neutralität und hat es nie gegeben. Weder die Bindung an die außerwissenschaftliche Instanz der christlichen Offenbarung noch auch an einen bestimmten Wissenschaftstyp wie die Mathematik, die Physik oder die Geistesgeschichte hat der Philosophie den ersehnten Frieden gegeben. Keiner der vielen Versuche seit Descartes, seit Kant und Hegel, die Philosopie zum Range einer exakten, einer strengen Wissenschaft zu erheben, sind geglückt. Es ist bei Schulen, bei Richtungen geblieben. Um nur ein Beispiel aus unserer Zeit zu nennen: Zwischen der von Husserl ausgehenden Phaenomenologie und dem sog. Wiener Kreis um Schlick und Carnap, dem sog. Neopositivismus, besteht seit Dezennien ein edler Wettstreit um die Reform der Philosophie, aber nicht die kleinste Möglichkeit der Annäherung. Der alte Gegensatz zwischen Universalismus und Nominalismus, der im Mittelalter schon die Frage des Verhältnisses zwischen dem Allgemeinen und Besonderen belastete, hat sich in dem Gegensatz dieser beiden Richtungen erneuert. Der methodische Aspekt des Gegensatzes ist modern, die Sache selbst reicht in die Antike zurück.

Fällt es schon den meisten Philosophen, die im engen Verband mit dem wissenschaftlichen Leben stehen, schwer, das Scheitern aller bisherigen Reformversuche ihres Faches zuzugeben, so gehören diejenigen, die hier eine Wesensgrenze philosophischen Denkens vermuten und nicht zugleich an seiner Wissenschaftlichkeit verzweifeln, zu den Ausnahmen. Die große Majorität bilden die Anhänger einer bestimmten Lehre, eines Systems, die — ob starr orthodox oder weniger an die klassischen Werke ihres Meisters gebunden — ihre Überzeugung zum Maßstab nehmen und in dieser Perspektive Fortschritt und Rückschritt in der Geschichte der Philosophie konstatieren.

So gibt es auch heute Platonisten und Aristoteliker, Thomisten und Spinozisten, Kantianer und Hegelianer, um von den Anhängern anderer Denker von geringerer weltgeschichtlicher Bedeutung hier zu schweigen. Der großartigste Versuch, die eigene Position mit der wenn auch relativen Anerkennung

anderer Positionen zu vereinigen und sie als notwendige Durchgangsstadien eines Fortschritts philosophischen Denkens zu begreifen, der seine schließliche Erfüllung in dem eigenen System gefunden hat, ist bis heute die Hegelsche Philosophie. Aber ihre dialektische Methode konnte nicht verhindern, daß Marx, Kierkegaard, Schopenhauer und Nietzsche über sie hinauswuchsen und das Spiel von neuem begann.

Wie soll sich der Philosoph dieser Tatsache gegenüber verhalten, wenn er sich um der Wahrheit willen seines Rechts auf und seiner Pflicht zur ehrlichen Kritik an der immer wieder zutagetretenden Abhängigkeit philosophischer Arbeit von gewissen letzten Grundannahmen nicht begeben will? Kann er die Fortschrittsfähigkeit seines Faches in Zweifel ziehen, ohne damit die Wissenschaftlichkeit, den begrifflichen Ernst, die denkerische Disziplin der Philosophie zu gefährden?

Wenn er den Sinn philosophischer Bemühung nicht fälschen will, muß er die auf den ersten Blick vielleicht verlockende Idee, Philosophie sei ihrem Wesen nach gar keine Wissenschaft und echte Erkenntnis, sondern Kunst oder Religion, schöpferischer Ausdruck einer Weltanschauung, gesehen durch ein Temperament, entschieden zurückweisen. Kunst spricht für sich selbst, sie braucht keine Beweise, Religion wird aus andern Quellen gespeist als aus begrifflichem Denken. Die Macht der Begründung mit rationalen Mitteln aber kann der Philosoph ebensowenig wie irgend eine andere Wissenschaft entbehren, weil er andere von der Wahrheit seiner Einsichten überzeugen will, und er erkennt die Pflicht zur Diskussion mit jedermann, der bereit ist, auf seine Argumente einzugehen. Seit den Griechen hat die Philosophie an der Öffentlichkeit ihres Forums und ihrer Themen ebenso festgehalten wie an dem Vertrauen auf die zwingende Kraft der Begründung und sich damit von der mystischen und von der künstlerischen Sphäre deutlich geschieden. Dadurch konnte die Philosophie zum Ausgangspunkt vieler Wissenschaften werden und blieb sie zugleich die Instanz, an welche die Wissenschaften appellieren, wenn durch den Gang der Untersuchung ihre Grundlagen erschüttert werden. Kann daher die Philosophie, ungeachtet des ästhetischen Reizes vieler ihrer klassischen Schriften und ungeachtet der Verbindung der letzten Fragen nach Welt und Leben mit den Lehren der Religion, weder

als Kunst noch als Religion angesehen werden, bleibt sie Wissenschaft, und zwar öffentliche, nicht geheime Wissenschaft, dann bildet die Frage nach ihrem Fortschritt ein unaufschiebbares Problem. Ein Problem, das nur gelöst werden kann, wenn sie sich selbst in ihrer ursprünglichen Weite versteht.

In der griechischen Welt hatte die Philosophie die größten Entfaltungsmöglichkeiten, den weitesten Spielraum. Sie entwickelte sich frei, ohne, wie im Mittelalter, durch Kirche und Theologie und seit der Renaissance durch das Aufblühen selbständiger Wissenschaften beeinflußt zu werden. Ihr blieben die Prüfungen erspart, welche der Kampf zwischen Glauben und Wissen, zwischen Denken und Experimentieren mit sich gebracht hat, freilich auch die mächtigen Impulse vorenthalten, um die das Christentum und die zunehmende Beherrschung der Natur die Menschheit bereichert haben. Sie war dadurch weniger kompliziert in ihrer Ausdrucksweise, direkter in ihrer Art, den Dingen auf den Leib zu rücken, und weniger darauf bedacht, sich gegen Mißverständnisse zu schützen. Ist man sich aber einmal über den Einfluß außerphilosophischer Faktoren auf das philosophische Denken im Mittelalter und in der Neuzeit klar geworden, ein Einfluß, der in den geistigen und gesellschaftlichen Veränderungen seine Ursache hat, dann richtet sich von selbst der Blick auf die Frühzeit der Philosophie.

Für diese Tatsache reinerer und freierer Ausprägung philosophischen Denkens in antiker Zeit hat die Geschichte der Philosophie stets Verständnis gezeigt. Und hat auch im Laufe des 19. Jahrhunderts mit unter dem Einfluß der industriellen Revolution und des Erfolgsdenkens das griechisch-römische Altertum seine klassische Bedeutung als Vorbild und Muster geistigen Schaffens stark eingebüßt, der Philosoph jedenfalls weiß sich auf besondere Weise den Alten gegenüber verpflichtet. Vergleicht man also die Philosophie so, wie sie sich selbst historisch sieht, mit andern Wissenschaften, dann wird uns die Schwierigkeit, beide nach gleichem Maßstab des Fortschrittes zu messen, besonders deutlich. Für Wissenschaften, die von Entdeckung zu Entdeckung fortschreiten, und das tun heute im Prinzip nicht nur die Naturwissenschaften samt ihren Anwendungen auf technischem und medizinischem Gebiet, sondern auch die historischen und systematischen Geisteswissenschaften, haben die

jeweils späteren Phasen ihrer Geschichte im Vergleich mit den früheren höheren Wert. Eine derartige Wissenschaft läßt ihre Vergangenheit hinter sich. Sie greift nicht auf sie zurück, wenn sie mit ihren Problemen beschäftigt ist. In jedem Fache löst sich die Forschung von ihrer Geschichte. Ein moderner Psychologe ist nicht an Herbart oder Wundt gebunden, ein moderner Astronom nicht an Kepler oder Leverrier. Er baut auf ihren Leistungen auf, er steht auf ihren Schultern, aber sie repräsentieren in all ihrer Größe eine mehr oder weniger überwundene Phase der Erkenntnis. Kann man also sagen, daß die Einzelwissenschaften vorwärts blicken und ihren Schwerpunkt in der Zukunft haben, so gilt diese Bewegungsform für die Philosophie — jedenfalls bis heute — nicht. Und zwar, nach unserer Überzeugung, nicht darum, weil sie den rechten Weg *noch* nicht gefunden hat, wie die seit Descartes bis zu Husserl und den Neopositivisten stets wieder versuchten und gescheiterten Reformen glaubhaft machen wollen, sondern weil Gegenstand und Erkenntnisziel der Philosophie einen Fortschritt ausschließen.

Es könnte nämlich sein, daß diejenigen Unrecht haben, welche das seit Jahrhunderten bewiesene Unvermögen philosophischen Denkens, sich der Arbeitsform der modernen Spezialwissenschaft anzupassen, als einen Anachronismus, als einen Rest aus vorwissenschaftlichen Zeiten ansehen, als ein Rudiment in ihrer Entwicklung. Die bis heute unentschiedenen Kämpfe der Philosophie in der Antike und im Mittelalter, der bis auf den heutigen Tag stets wieder aufflammende Streit um gewisse letzte Fragen, die Denken und Sein, menschliches Leben und Welt betreffen, lassen noch einen andern Rückschluß zu, als den, daß es sich bei den meisten philosophischen Problemen um «Scheinprobleme» handelt. Die Paradoxie einer Wissenschaft, die nicht fortschreitet und sich doch stets neuen verlockenden Aufgaben gegenübersieht, löste sich auf, wenn man ihr ständiges Wiederbeginnen und Scheitern mit etwas in Verbindung bringen könnte, *das sich mit jedem menschlichen Dasein auf eine stets andere und unvorhersehbare Weise erneuert.* Dann begriffe man den sich immer wieder meldenden Drang des Menschen nach einer Auseinandersetzung mit der Welt und sich selbst, aber zugleich auch sein Verlangen, diese Auseinandersetzung selber durchzuführen, selbst zu fragen und eine Antwort zu finden.

Man begriffe zweierlei. Einmal die Tatsache, daß in der Geschichte der Philosophie streng genommen nichts veraltet, und zum zweiten die Tatsache, daß jede Generation mit ihren eigenen Fragen beschwert ist, auf welche die Vergangenheit nur sehr bedingt antworten kann. Man verstünde sowohl das Festhalten an der Tradition und die ständige Rückwendung zu ihren Quellen als auch den Kampf gegen die Tradition, das Verlangen nach neuen Antworten auf ewige Rätsel.

Wenn wir an die Tatsache erinnern, daß jeder Mensch in jeder Generation Erfahrungen macht, die ihm durch die vorangegangene Geschichte ebenso wenig übermittelt werden konnten, wie er imstande ist, sie dem kommenden Geschlecht zu übermitteln, dann liegt es nahe, die Parodoxie einer Wissenschaft, die stets wieder beginnt und scheitert, und in deren Geschichte streng genommen nichts veraltet, mit dieser elementaren Tatsache in Verbindung zu bringen. Gewiß nicht so, als wäre die Philosophie in ihrer Entwicklung eine fortlaufende Autobiographie der Menschheit, wohl aber in dem Sinne, daß die durch nichts zu ersetzenden Begegnungen mit Menschen und Dingen, Traditionen und Ereignissen in der immer gleichen und doch stets neuen Situation eines Daseins im Angesicht des Todes die Spannungen liefert, denen das Philosophieren entspringt. Diese Spannungen resultieren aus dem Mißverhältnis, dem alles menschliche Verhalten ausgesetzt ist und an dem sein fragmentarischer Charakter auf eine stets wieder überraschende Weise zu Tage tritt. Mögen diese Brechungen und Brüche mehr durch persönliche oder mehr durch gesellschaftlich-politische, durch materielle oder geistige Umstände ausgelöst werden — und in der Situation eines Lebens liegen die Dinge selten so einfach, daß man zwischen diesen Alternativen eindeutig entscheiden kann —, wie immer, sie machen dem Menschen zu allen Zeiten in einem stets andern Aspekt seine Gebundenheit in einer Situation deutlich, die er meistern muß und doch nicht meistern kann. Um sie zu meistern, auf selbständige Weise, d. h. ohne die Initiative den Gewalten des Himmels und der Hölle allein zu überlassen, denkt der Mensch, er sucht zu ordnen, zu gliedern, planmäßig einzugreifen, vorauszusehen und vorzubauen, mit einem Wort, die Grenzen der ihm zugefallenen Situation in der Richtung auf das Ganze der Welt zu überwinden.

Dreimal hat menschlicher Geist sich zu solcher Selbständigkeit aufgeschwungen, in China, in Indien und in Griechenland, aber nur den Griechen ist es, dank der besondern religiösen und politischen Umstände, in denen sie lebten, geglückt, dem Denken über die Welt im Ganzen eine doppelte Richtung zu geben, die Richtung aufs Gegenständliche und die Richtung aufs Ursprüngliche. In der Richtung aufs Gegenständliche entwickelte sich jene Form von Wissenschaft, die alles daransetzt, im Blick auf die Erfahrung stetig fortzubauen. Unter ihrem wachsenden Druck hat sie die Rücksicht auf eine sinnvolle Ordnung des Weltganzen schließlich preisgegeben, d. h. das Philosophieren dem endlosen Fortschritt in Fachwissenschaften geopfert. Das Denken in der Richtung aufs Ursprüngliche dagegen hält an dem menschlichen Aspekt alles Wissens und seiner Bedeutsamkeit in einem Ganzen fest. Es bleibt sich der Gebundenheit an den ewig sich erneuernden Interessenkreis menschlichen Lebens bewußt. Kein größerer Gegensatz in Ziel und Methode des Wissens ist denkbar als der zwischen der Naturforschung im Geiste Galileis und Newtons und der des Aristoteles. Doch sind Galilei und Newton und damit die Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft nicht denkbar ohne die Griechen. Ihre Philosophie umspannte noch gegenständliche Welt- und ursprüngliche Lebensbetrachtung, in ihr war es noch nicht zum Bruch zwischen Philosophie und Spezialforschung gekommen. Gerade diese Zweigesichtigkeit macht sie groß und zur Lehrmeisterin der abendländischen Wissenschaft, auch nach dem seit dem 17. Jahrhundert vollzogenen Bruch zwischen einer fortschreitenden Forschung und der Philosophie.

Wenn unsere These richtig ist, darf an die Geschichte der Philosophie demnach der Maßstab eines Fortschrittes nur insoweit angelegt werden, als sie seit den Tagen der Griechen mit der Geschichte verschiedener Wissenschaften verbunden ist. Diesen Doppelcharakter hat sie sich auch im Mittelalter und in neuerer Zeit bewahrt. Eine ganze Reihe von Fächern, die es heute zur Selbständigkeit gebracht haben, wurden z. T. bis ins späte 19. Jahrhundert noch zur Philosophie gezählt, z. B. die Psychologie, die Soziologie, die Pädagogik, Teile der Kulturgeschichte und Anthropologie. Und gehen wir ins 18., ins 17. Jahrhundert zurück, so fällt uns die vergleichsweise weit um-

fassendere Bedeutung des Begriffs Philosophie auf, der sich auf die damals freilich noch weit weniger entwickelten Naturwissenschaften mit erstreckt. Der Fortschrittsglaube dieser Jahrhunderte treibt einen Descartes, Leibniz, Kant zu Reformversuchen der Philosophie nach mathematischer oder experimenteller Methode an, weil «Philosophie» damals noch weniger von der Naturforschung geschieden war, als das etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Fall ist. Die dann bewußt einsetzende Emanzipation der Fachwissenschaften von der Philosophie, befördert durch den Industrie- und Spezialistengeist der neuen Zeit im Zeichen der Technik, mußte zu einer Reduktion der Philosophie auf all die Fragen führen, die von keiner andern Fachwissenschaft behandelt werden. Als Erkenntnistheorie vermochte sie sich im ständig wachsenden Kreise der Fächer, als Werttheorie in einer antimetaphysischen Gesellschaft zu behaupten, d. h. als eine Fachwissenschaft mit besonderen Gegenständen, Problemen und Methoden. Hören wir z. B. Heymans in seiner Groninger Rede von 1890 «die Philosophie umschreiben als die Wissenschaft, die sich mit der Untersuchung der aus der Einsicht in die Relativität unserer Erkenntnis entspringenden Probleme beschäftigt», dann begreifen wir, die damalige Situation und besonders die Verbindung mit der Psychologie, die er der Philosophie zuschrieb, vor Augen, daß für ihn «die Philosophie eine Wissenschaft ist wie jede andere. Die Probleme, die sie stellt, die Methoden, die sie anwendet, die Theorien, zu denen sie kommt, sind von derselben Art wie die, welche wir in andern Wissenschaften finden.» Faßt man die «Relativität unserer Erkenntnis» dagegen nicht in den Grenzen der Abhängigkeit von einem Bewußtsein, sondern von einer geschichtlich sich stets verändernden Situation des Daseins, dann tritt freilich die andere Seite, die nicht fortschrittsfähige Richtung philosophischen Denkens in ihre Rechte. Dann ist die Philosophie Ausdruck einer andern Haltung als der des Spezialisten. Dann hat sie die Aufgabe, dem Forschen, das von Entdeckung zu Entdeckung weiterschreitet und in seiner Objektivierung vor nichts haltmachen darf, die Grenzen zu zeigen, die einem menschlichen Dasein in welcher Lage auch immer gezogen sind. Sie hat dem Menschen Größe und Elend seiner Menschlichkeit an jenen Fragen zum Bewußtsein zu bringen, um die er ständig kreist, die

er lösen muß, auch auf eine je besondere Weise löst, ohne doch im Stande zu sein, aus diesen Fragen und Lösungen ein Fach zu machen, das ihre Situationsgebundenheit zu neutralisieren im Stande ist.

Warnen wir hier vor einem naheliegenden Mißverständnis. Unsere These, daß in der Geschichte der Philosophie nicht nur die eine Richtung das Denken beherrscht und beherrschen soll, die der fortschreitenden Untersuchung von Sachgebieten, d. h. Regionen, welche gegen die historisch wechselnde Daseinssituation des Menschen neutralisiert bzw. als kovariant mit ihr gedacht werden können, um aus ihr gewissermaßen abgespalten und für experimentelle oder historische Analyse verfügbar gemacht zu werden, *sondern daß es noch eine zweite gibt*, ebenso ursprünglich und nicht fortschrittsfähig, diese These klingt fortschrittsfeindlich. Zu Unrecht. Ein Denken, das nicht fortschreiten kann, weil sein Gegenstand keinem wie immer gefaßten Sachgebiet zugehört, stellt sich nicht der fortschreitenden Forschung mit der Behauptung unlösbarer Probleme entgegen, es ist ihr vielmehr entzogen und bildet seinen «sachlichen» Gegenpol, sein menschlich notwendiges Gegengewicht. Es erinnert den Menschen daran, daß die enorme Zunahme an Wissen und technischem Können, an Naturbeherrschung, geschichtlicher Kenntnis und Psychologie zwar ständig eine Veränderung seines Weltaspekts und Selbstaspekts erzwungen, viele alte Probleme gelöst und neue gebracht hat, aber ihn in seinem nicht einzuholenden und nicht wiederholbaren Dasein überspringt.

Ein Mensch hat auf stets unüberholbare Weise mit den letzten Dingen zu tun. Wenn um ihre Rätsel Religion und Kunst kreisen, dann gilt das mit gleichem Recht auch vom philosophischen Denken. Diese Rätsel werden zu Problemen, wenn über ihre prinzipielle Beantwortbarkeit an Hand einer Methode entschieden ist. Aber die Problematisierung der Rätsel verändert nichts an ihrer Unausweichlichkeit. Hier ist keine Antwort auch eine Antwort. Die Erklärung ihrer Unlösbarkeit z. B. bei Kant oder ihre Zurückweisung als Scheinprobleme im modernen Positivismus bedeutet nicht weniger das Urteil einer Philosophie als ihre Auflösung bei den großen Metaphysikern. Der Agnostiker und Skeptiker steht genau so im Banne der Rätsel des Daseins wie der Dogmatiker. Mit den Worten Dasein und Lebenssituation zielen wir

auf eine Sphäre, die Kierkegaard zuerst nachdrücklich fixiert und die sog. Existenzphilosophie von Jaspers, Heidegger und J. P. Sartre auf übrigens wieder verschiedene Weise zum Gegenstand ihres Nachdenkens gemacht hat. Ohne mich zu den Anhängern dieser Richtung zu zählen, glaube ich doch sagen zu dürfen, daß ihr großes Verdienst darin liegt, an der Auffassung des Philosophierens, die nur den Maßstab der Fachwissenschaft kennt, die notwendige Korrektur angebracht zu haben. Dies gilt übrigens in höherem Maße von Jaspers als von Heidegger und Sartre, den Anhängern der phänomenologischen Methode. Begreifen wir demnach das Philosophieren und seine Geschichte als die denkende Auseinandersetzung mit Welt und Leben in zwei Richtungen, dann müssen wir auch zwei verschiedene Typen von Fragen in ihr unterscheiden, von denen der eine in die fachwissenschaftliche Arbeit weist, der andere dagegen nicht. Wir wollen, nicht ohne eine gewisse Gewaltsamkeit gegenüber dem Sprachgebrauch, der die Unterschiede verwischt hat, den ersten Typ von Frage *Problem* nennen, den zweiten Typ dagegen *Rätsel.*

Was unter einem Problem zu verstehen ist, weiß jeder Wissenschaftler von Fach. Überall da, wo ein vermuteter, d. h. im Vorentwurf gedachter sachlicher Zusammenhang Lücken zeigt, die wir glauben, durch neue Kombination bekannter Elemente oder Vervollständigung alter Kombinationen mit noch unbekannten Elementen schließen zu können, sprechen wir von einem Problem. Jedes Problem ist daher methodischer Bearbeitung zugänglich und muß in Teilprobleme zerfallen. Es ist, je nach dem Stand unseres Wissens, verschiebbar, gliederbar und steht in beständig offenen Zusammenhängen mit andern Problemen. In dem Wort *πρόβλημα* ist diese Vorläufigkeit und Eingefügtheit in Zusammenhänge auch selbst angedeutet: es bedeutet etwas, das jemand vor sich hält, um sich zu verteidigen, und etwas, das man einem andern vorwirft, damit er es aufnimmt. Es ist ein Wort aus der agonalen Sphäre des Streitgesprächs, ein Bindemittel beweglicher Diskussion. Als transitorisches Moment im Gang einer Untersuchung verschwindet es mit der Lösung. Unter Umständen ist es nur der Anlaß zu neuen Funden und Einsichten, die kaum mehr ihre geschichtliche Verbindung mit der anfänglichen Problemstellung erkennen lassen. Deshalb über-

dauern vielfach die Resultate die Fragen, wenn freilich auch das Umgekehrte vorkommt. Deshalb sind jedenfalls auf allen Sachgebieten Fragen und Antworten, Probleme und Lösungen gegen einander verschiebbar und von einander ablösbar. Von dem festen und mehr oder weniger deutlich begrenzten Hintergrund eines bestimmten Sachgebietes hebt sich jede Problematik als überholbar ab. Fehlt ein derartiger Hintergrund, dann lassen sich auch keine vernünftigen Probleme stellen.

Was ist nun aber Rätsel? Warum vermuten wir zwischen seiner Frageform und dem Philosophieren einen innern Zusammenhang? Der Sprachgebrauch ist nicht eindeutig. Zwar faßt man die großen Themen des menschlichen Daseins, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, Leben und Tod, Sein und Nichtsein, Natur und Geist unter dem Namen Welt- und Lebensrätsel zusammen, aber in ihrer philosophischen Behandlung spielt die Rätselform eine nur sporadische Rolle. Anders dagegen liegt es historisch. Die Ursprünge der Philosophie zeigen in Indien wie in Griechenland enge Beziehung zum Rätsel, das seine feste und festliche Funktion im Kultus erfüllte, als zeremoniöses Ernstspiel heiligen Kampfgespräches und Rätselaufgebens. Im uralten Agon zwischen Fragensteller und Initiant bestand vor der Epoche erwachten Grübelns und disziplinierten Formulierens von Problemen ein merkwürdiger Ritus, auf gewisse Fragen Antwort zu geben, ohne diese preiszugeben. Vielleicht steckt in dieser Zeremonie rätselhaften Umschreibens ein unvordenklicher Rest von Tabuangst, die heiligen Dinge beim Namen zu nennen, und von Tabutechnik, sie zu verstecken. Folgen wir Huizinga in seinem «Homo ludens», dann hat sich an dieser kunstvollen Verbindung von Frage und Antwort der menschliche Geist zur Freiheit selbständigen Staunens und Denkens aufgeschwungen. Huizinga spricht die Vermutung aus, daß die Entwicklung der Philosophie aus dem heiligen Rätselspiel und Kampfgespräch, die zugleich dem Festvergnügen dienten, in doppelter Richtung verlaufen sei: nach der Seite des Heiligen entsprang die Theo- und Philosophie der Upanishaden und der präsokratischen Denker, nach der spielerischen Seite die Sophistik. Doch trennten sich beide Sphären nie völlig, wie sie auch im Ursprung eins waren. In der Führung und Tiefe eines platonischen Dialogs klänge diese altertümliche Verbindung noch nach.

Noch in später Zeit blieb den Griechen ein gewisser Zusammenhang zwischen Rätselspiel und Philosophie bewußt. Klearchos, ein Schüler des Aristoteles, gibt in seinem Traktat über die Sprichwörter eine Theorie des Rätsels und bezeugt, daß es einmal Gegenstand der Philosophie gewesen ist: die Alten pflegten damit die Probe ihrer *παιδεῖα,* ihrer Entwicklung, zu geben, womit deutlich an philosophische Rätselspiele erinnert wird. Solche sind uns auch überliefert. So war bei den Griechen das Aufgeben von Aporien als Gesellschaftsspiel beliebt, und noch bei Aristoteles ist die Aporie nicht vergessen. Die Aporien oder Paradoxe Zenons von Achilles und der Schildkröte oder vom fliegenden Pfeil sind auch heute noch lebendig. Heraklit nennt Natur und Leben selbst *γρῖφος* und bezeichnet sich als den Löser des Rätsels. Sein Stil scheint an der Sprachform des Rätsels geschult. Und wenn wir uns weiter daran erinnern, daß zwei für die Eristik und Dialektik wesentliche Formen, das dilemma — eine Frage, deren Antwort stets zum Nachteil des Beantworters ausfallen muß — und das schon erwähnte problema der gleichen agonalen Sphäre entstammen, rundet sich das Bild einigermaßen ab.

Ob man nun mit Huizinga glaubt, zur Annahme einer geschichtlichen Herkunft der philosophischen Frage aus der Rätselfrage berechtigt zu sein, oder nicht so weit gehen will, in jedem Falle sollte die Strukturverwandtschaft zwischen beiden zu denken geben. Da wir das Philosophieren als denkende Auseinandersetzung mit dem Dasein in zwei Richtungen, der gegenständlichen und der ursprünglichen, begreifen, der gegenständlichen Richtung das Stellen von Problemen, der ursprünglichen Richtung aber das Stellen von Rätseln zuordnen, scheint es auf den ersten Blick einfach, die beiden Richtungen nunmehr von einander zu trennen und das Rätselelement in der ihm zugehörigen Richtung zu isolieren. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. In der Philosophie der Griechen ist die Verbindung zwischen beiden Richtungen bereits so innig, daß jedes Problem rätselhafte Züge trägt und jedes Rätsel problematische Züge. Dieses Doppelgesicht hat die abendländische Philosophie bis auf die Gegenwart bewahrt. Aus den Spannungen und Verbindungen zwischen beiden Elementen hat sie ihre Beweglichkeit geschöpft, dank ihnen ist sie ein lebendiger Quell auch der wissenschaft-

lichen Erkenntnis auf allen Gebieten der Erfahrung geblieben. Man wird deshalb nicht erwarten dürfen, dem Philosophieren in Rätselform zu begegnen. Die Darstellungsform ist bei den verschiedenen Philosophen sehr verschieden und zeigt, wenn wir etwa Heraklit und Plato neben Aristoteles, Kant neben Kierkegaard und Nietzsche stellen, die größten Spannweiten. Auf die äußere und innere Form des Rätsels ist dagegen wohl zu achten, will man die dem fortschreitenden Problemdenken anstößige Denkform des Philosophierens verstehen und die Grenzen sehen, die einem Fortschritt in der Philosophie gezogen sind.

Was ist ein Rätsel? Wenn wir der Analyse von André Jolles folgen, haben wir von den Volksrätseln auszugehen, in denen die Erinnerung an den heiligen Rätselbrauch fortlebt, und nicht von den ad hoc erfundenen Rätseln unserer Zeitschriften, den Kreuzworträtseln u. ä. Gewisse Wesenszüge von Rätselhaftigkeit zeigen auch sie noch, aber die ursprüngliche Wesensnatur haben nur die Volksrätsel bewahrt. Das Rätsel als Zeremonie hat nur in einer Gesellschaft Sinn, die echte Geheimnisse hütet und in der die privilegierte Gruppe ihren Wissensbesitz allein denjenigen mitteilt, die in ihren Kreis zugelassen werden. Eine Gesellschaft, die jedes Wissen als möglichen Allgemeinbesitz mit dem Anspruch auf Allgemeinzugänglichkeit, Nachprüfbarkeit und Allgemeingültigkeit ansieht, kennt das Wissen als Gruppenbesitz, der durch die privilegierte Sprache des Rätsels geschützt wird, nicht mehr. Seitdem die Bildung der Eliten sich mit der zunehmenden Verwissenschaftlichung unseres Lebens mehr und mehr im Wege konkurrierender Leistungen vollzieht, hat das Wissensprivileg als gruppenbildender Faktor ausgespielt. So ist aus dem heiligen Rätselspiel mit Wortbedeutungen, die zugleich verstecken und enthüllen, ein bloßer Zeitvertreib geworden, ein Gesellschaftsspiel allenfalls, ohne Beziehung zu den letzten Dingen. Darum muß man auf die alte Form zurückgehen.

Zunächst zeigt seine Situationsgebundenheit an eine Zeremonie die Unaufschiebbarkeit des Rätsels. Rätsel ist eine Frage, die eine Antwort heischt, eine Antwort, die dem Fragesteller, einem Menschen, einer Sphinx, einem Gott, in jedem Fall einem wissenden Wesen bekannt ist. Es ist durch ein Wissen bedingt, nicht durch ein Nichtwissen oder Nochnichtwissen wie ein Problem. Es kann nur erraten oder verfehlt werden. Vergleiche und

Schlüsse helfen hier nicht. Denn das Rätsel ist keine Frage unter andern, kein Glied in einer Kette, an dem man durch allerhand Erwägungen sich weitertastet. Jedes Rätsel ist isoliert, es steht für sich, und seine Lösung ohne Leitfaden zu treffen, bildet gerade darum eine Probe intuitiv-divinatorischen Scharfsinns. Die Unaufschiebbarkeit des Rätsels zeigt sich auch darin, daß von der Lösung etwas abhängt, im Grunde und im Extremfall das Leben. Jedes Rätsel ist ein Halsrätsel, nicht selten von der Art eines Kampfes auf Leben und Tod zwischen Prüfer und Prüfling. Löst der Prüfling, muß der Fragende sterben, löst er's nicht, ist sein Leben verwirkt. Nicht auf die Lösung kommt es beim Rätselspiel an wie beim Stellen eines wissenschaftlichen Problems, denn um sie weiß der Fragende schon. Es kommt auf das Lösen selber an, in diesem Fall auf die Prüfung der Würdigkeit und Ebenbürtigkeit des Ratenden.

Was bildet den Inhalt des Rätsels und welcher Form bedient es sich dabei? Entsprechend der sozialen Funktion des Rätselzeremoniells bildet seinen Inhalt das, was die Weihe, das Privileg umschließt, das Geheimnis der Gruppe. Die Form, die es dabei beobachtet, ist die Vieldeutigkeit. Im Unterschied zur gewöhnlichen Umgangssprache, welche die Dinge eindeutig bezeichnet, indem sie sich nach ihrer Erscheinung richtet, ist die Sprache des Rätsels mehrdeutig, weil sie den Sinn und das Wesen einer Sache gibt und die Erscheinung nur insoweit beachtet, als sie ihr Wesen und ihren Sinn ausdrückt. Wir sprechen alle in Metaphern, etwa vom Fuß der Lampe oder des Berges, ohne uns über das Motiv solcher bildlicher Übertragung Gedanken zu machen. Die Übertragung wurzelt in der Blickrichtung auf den Sinn, hier z. B. des Stützens und Tragens des Fußes unter Vernachlässigung seiner Funktion beim Laufen wie seiner äußern Erscheinung. Da die Ausdrücke der Rätselsprache auch solche der Umgangssprache sind, nur eben in veränderter Bedeutung, kommt jene Mehrdeutigkeit zustande, von der das Rätsel Gebrauch macht, wenn es die Frage stellt: wer hat einen Fuß und kann doch nicht gehen?

Die Vieldeutigkeit wird absichtlich herausgekehrt, um die Lösung zu erschweren, doch so, daß mit dem Verstecken zugleich das Geheimnis verraten wird. Begreift man das Rätsel als die verdeckt-indirekte Mitteilung eines Geheimnisses, das die

privilegierte Gruppe eifersüchtig hütet, so ist natürlich jede Enträtselung mit der Preisgabe des Geheimnisses gleichbedeutend. Hier schieben die heiligen Rätsel einen Riegel vor. Sie haben keine eindeutige Lösung. Auch die Antwort bleibt offen und bricht nicht, wie das bei den meisten abgeleiteten und künstlich gemachten Rätseln die Technik ist, in die Umgangssprache durch. Bei den heiligen Rätseln schließt die Antwort die Lücke, die durch die Frage entsteht, gleich wieder zu. Das Geheimnis wird verraten und doch nicht preisgegeben, die Antwort bleibt Frage, sie löst sich von ihr nicht ab wie von einem Problem. Das Wissen offenbart sich und bleibt doch verhüllt: *οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει.* So gleicht das Rätsel einem Netz, einem *γρῖφος*. Es verstrickt den Fragenden und hält ihn gefangen.

So weit die Analyse von Jolles. Fassen wir ihre Ergebnisse noch einmal kurz zusammen. Ausgehend von dem altertümlichen Rätselzeremoniell, das mit dem Wissensprivileg von Gruppen und einer besonderen Auffassung von Wissen zusammenhängt, zeigt sie, daß das Rätsel eine Frage darstellt, die unaufschiebbar ist, deren Lösung nur intuitiv getroffen werden kann, sich in allen den Fällen, in denen es um ein großes Geheimnis geht, von der Frage nicht ablöst, und schließlich, daß es sich zu diesem Zweck einer mehrdeutigen Sprache bedient, die Sinn und Wesen einer Sache ausdrücken will, nicht ihre alltägliche Erscheinung.

In der Tat lassen diese Eigenschaften eine Verwandtschaft mit gewissen typischen Eigenschaften des philosophischen Denkens erkennen, die mit äußerlicher Ähnlichkeit nichts mehr zu tun hat. Sie wiegen um so schwerer, als äußerliche Ähnlichkeit zwischen einem Rätsel und einem philosophischen Gedanken gerade nicht besteht. Haben wir doch nachdrücklich darauf hingewiesen, daß in der philosophischen Frage über dem Element der Rätselhaftigkeit das Element des Problems nicht übersehen werden darf, von dem es nicht zu trennen ist und in deren beider Verbindung die eigentliche Leistung der Griechen liegt. Auch wenn wir mit Huizinga annehmen, daß diese Verbindung geschichtlich zu erklären ist und sich das philosophische Denken aus dem Rätselspiel z. T. wenigstens entwickelt hat, so erhebt sich doch dahinter die gerade den Fortschritt der Philosophie berührende Frage, *warum das Element der Rätselhaftigkeit nicht durch*

das Element des Problematischen im Laufe der Jahrhunderte *verdrängt werden konnte.* Ohne Beantwortung dieser Frage bliebe unsere Betrachtung fragmentarisch.

Jede Philosophie will aufs Ganze der Welt und des Lebens blicken. In der Idee der Universalität hat sie ihren Richtpunkt, und insofern sie sich dem Ganzen verpflichtet weiß, wird sie typisch Ursprungsdenken. Denn sie will in und mit dem Ganzen sich selber begreifen. Sie zielt auf sich zurück, da sie anders draußen bliebe. Diese Selbsbezüglichkeit ist ein wesentliches Merkmal alles Philosophierens, des metaphysischen so gut wie des antimetaphysischen, des dogmatischen so gut wie des kritischen und skeptischen. Selbstbezügliches Denken aber hebt in sich selbst an, ist sein eigener Ursprung. In dieser Hinsicht stehen alle Philosophien gleich schwach und stark, weil letzten Endes isoliert und unangreifbar. Ihre Probleme und Lösungen sind in letzter Instanz abhängig von einer Grundkonzeption, die nicht wie eine Hypothese an der Erfahrung geprüft werden kann. Platos Idee und Aristoteles' Entelechie, Spinozas Substanz und Kants Autonomie der sittlichen Freiheit, Fichtes Ich und Hegels Geist, Marx' Klassenkampf, Schopenhauers Wille und Bergsons élan vital sind keine Hypothesen oder nur einseitige Aspekte vom Grund der Welt, sondern Konzeptionen, durch die Welt und menschliches Leben Gesicht und Bedeutung bekommen, Antworten auf die Rätselhaftigkeit des «Seins» im Ganzen. Auch diejenigen Richtungen, die ein Philosophieren über die letzten Fragen für unnütz und unmöglich erklären, fallen unter dieses Gesetz der philosophischen Selbstbezüglichkeit. Auch das Frageverbot, auch die Resignation ist schon eine Antwort.

Mit der Idee der Universalität verbindet sich die für alles Philosophieren ebenso notwendige Richtung auf Wesen und Sinn des Ganzen, seiner Teile und Elemente. Dieses Fragen nach Wesen und Sinn beruhigt sich nicht mit Tatsachen und ihren Zusammenhängen, sondern zielt gleichsam senkrecht zu ihrer Fläche auf das Bleibende, das sich in ihnen ausspricht. Und scheiden sich auch in dieser Richtung wieder die Geister in solche, denen der Tatsachenzusammenhang das Wahre verdeckt, von solchen, die in ihm die Weise seiner Offenbarung sehen, stets handelt es sich um prinzipielle, um definitive, nicht um faktische und vorläufige Feststellungen. Das Vielleicht, das non

liquet, das der Empirist, Relativist, Skeptiker ausspricht, spricht er definitiv und als Prinzip aus, nicht mehr und nicht weniger prinzipiell als sein Gegner. Auch hier gilt wieder, was wir soeben sagten, daß auch das Verbot, bestimmte Fragen zu stellen, ihre Antwort bereits impliziert.

Philosophieren als Denken in der Richtung aufs Ganze und aufs Wesenhafte muß mit der Sprache auf Kriegsfuß stehen. Denn sie bleibt anders als die Fachwissenschaft auf die Umgangssprache, die Sprache des situationsgebundenen Lebens, angewiesen. Der Ärger, den die philosophische Sprache so vielen bereitet hat und bereitet, richtet sich nicht gegen ihre Terminologie, sondern gegen den Mangel einer solchen, gegen den Widerstand, der ihre Bildung hier verhindert. Eine Fachsprache kann jeder erlernen, der eine bestimmte Ausbildung genossen hat und die Probleme versteht, deren Fixierung und Lösung die Fachsprache dient. Wo aber, wie in der Philosophie, die Probleme rätselhafte Züge tragen und stets auch in die Richtung aufs Ursprüngliche weisen, für die keine Umgangssprache Bezeichnungen hat, einfach darum, weil diese Region der doppelten Bezüglichkeit dem Alltagsleben unbekannt ist, muß der Philosoph Worte prägen, deren Bedeutung nur wieder im Zusammenhang mit dem Ganzen seiner Konzeption verständlich ist. Statt an klare Definitionen sieht sich der Hörer und Leser auf den Weg mit- und nachschöpferischen Denkens, d. h. des Philosophierens, verwiesen. Dient die Zweideutigkeit der Rätselsprache der Geheimhaltung eines Wissens, so ergibt sich die Zweideutigkeit der philosophischen Sprache umgekehrt aus der Veröffentlichung eines doppeltgerichteten Wissens, an dem die Begrenztheit des Sprachgebrauchs und das Unvermögen, zu einer festen, ablösbaren und somit auch außerhalb einer Gesamtkonzeption verwendbaren Terminologie zu kommen offenbar wird. In der Richtung auf Wesen und Sinn dagegen, welche die Sprache ins Metaphysische drängt, begegnen sich Rätsel und philosophischer Gedanke. Sicher ist jedenfalls, daß diese erzwungene Mehrdeutigkeit des philosophischen Ausdrucks der Ursprünglichkeit und Selbstbezüglichkeit des Denkens, das sich an die Situation des Daseins gebunden weiß, ebenso förderlich, wie der Bildung einer festen Begriffstradition hinderlich ist. Schon aus diesem Grunde allein sehen sich die Philosophen genötigt, stets

wieder von neuem «die Anstrengung des Begriffs» auf sich zu nehmen.

Noch ärgerlicher für das Publikum der Philosophie und besonders für die Gelehrten vom Fach ist schließlich folgender Umstand. Ihr «Inhalt» läßt sich von der «Form», worin er auftritt, das Ergebnis von der Bemühung, das Ziel vom Weg nicht trennen. Das Elend der Einführungen und zusammenfassenden Übersichten, die sich nun einmal im Unterricht der Philosophie nicht vermeiden lassen, ist der Ausdruck dieser Unmöglichkeit. Was Philosophie ist, was eine bestimmte Philosophie, ein bestimmter Begriff sagen will, lernt sich nur im Philosophieren, so wie man Schwimmen nur im Wasser lernt. Hier gibt es höchstens trockene, aber keine Trockenkurse. Die Antwort, welche eine Philosophie auf ein besonderes «Problem» gibt, versteht sich nicht nur aus dem Grundriß, den sie entwirft, sie löst sich von der Frage überhaupt nicht ab. Was die Fachwissenschaft durch geschickte Problemstellung erreicht, deutliche Resultate, die in andere Zusammenhänge übertragbar, in verschiedener Ausdrucksweise mitteilbar sind, bleibt dem Philosophieren versagt. Natürlich gibt es Zusammenfassungen auch von philosophischen Lehren, Wörterbücher ihrer Begriffe, aber ihre Angaben fallen gewissermaßen platt zu Boden, wenn sie nicht in ihrem ursprünglichen Zusammenhang einer geschichtlich errungenen Konzeption belassen werden. In diesem Sinne ist Philosophieren resultatlos, darum freilich nur nach dem Maßstab der fortschreitenden Fachwissenschaft eine fruchtlose Mühe. In seinem eigenen Sinne kommt es auf eine stets wieder unüberholbare Weise ins Ziel.

Daß Inhalt und Form einer Aussage in der Philosophie nicht von einander zu trennen sind, Frage und Antwort nicht die gleiche Bedeutung für das Philosophieren haben wie für das fachwissenschaftliche Denken, welches über einen klar umgrenzten Bezirk von Objekten verfügt, macht natürlich auch jede Polemik in der Philosophie bedenklich und beschränkt sie auf den Bereich des Problematischen, während sich ihr das Element des Rätselhaften entzieht. Sobald man auf die eigenartige Verklammerung von Frage und Antwort, Inhalt und Form im Rätsel achtet, stellt sich die Unablösbarkeit philosophischer Einsichten aus dem Ganzen einer Welt- und Lebenskonzeption in

anderem Lichte dar. Sie verliert ihre Anstößigkeit für das wissenschaftliche Denken, das stets dazu neigt, den Maßstab des Fortschritts anzulegen. Sie verwandelt sich aus einer Kalamität in den Ausdruck schöpferischer Freiheit des an sein Leben sich gebunden wissenden menschlichen Denkens.

Universalität und Ursprünglichkeit einerseits, Richtung auf Wesen und Sinn anderseits brachten wir mit jenen Eigenschaften in Verbindung, die sich einem Fortschritt der Philosophie entgegenstellen: die Abhängigkeit aller ihrer Schritte von einer nicht mehr diskutierbaren letzten Konzeption, die Unlösbarkeit ihres Inhalts von ihrer Form, ihrer Antworten von ihren Fragen, ihr gespanntes Verhältnis zur Sprache, ihr Unterworfensein unter die Metapher, ihren Zwang zur Mehrdeutigkeit. Ist damit die Frage beantwortet, warum das Element der Rätselhaftigkeit nicht durch das Element des Problematischen in der Philosophie im Laufe ihrer Geschichte verdrängt werden konnte?

Wir glauben in der Tat hier die Möglichkeit einer Antwort zu sehen, die das Phänomen nicht wie Huizinga aus der geschichtlichen Herkunft des Philosophierens erklärt, sondern aus einem ständig wirksamen Faktor, aus der unvertretbaren und unüberholbaren Situationsgebundenheit des Menschen. Diese Gebundenheit erfährt jeder Mensch und jede Generation von Menschen auf eine stets neue und überraschende Weise. Sie schenkt ihm Erfüllungen, sie enttäuscht seine Hoffnungen, sie formt seine Lebenserfahrung, seinen Selbst- und Weltaspekt. Sie stellt ihm Fragen, sie ermöglicht ihm Antworten, für welche schon die folgende Generation kein Verständnis mehr aufbringen wird. Sie drängt ihn zugleich über sich selbst hinaus, sie konfrontiert ihn mit den letzten Dingen und verleiht dadurch den Begegnungen mit ihnen ewige, d. h. unüberholbare, unersetzliche Aktualität. Darum veralten die Philosophien ständig, verlieren ihre bindende und lösende Kraft und bleiben gleichwohl ewig jung. Nur weil das Rätselspiel und das Philosophieren beide ein typisch situationsgebundenes, d. h. unaufschiebbares und unvertretbares Denken darstellen, konnte das Philosophieren (angenommen, daß Huizingas These richtig ist) sich aus ihm entwickeln. Konnte es trotz Aufnahme eines andern Elements, des gegenständlich gerichteten Denkens, jenen altertümlichen Charakter bewahren, der ihm seine ewige Jugend verbürgt.

Gibt es einen Fortschritt in der Philosophie? Nur insoweit, als sie durch die Verbindung mit methodisch diszipliniertem, gegenständlich gerichtetem Denken am Fortschritt der Fachwissenschaften teilnimmt. Da dieser Fortschritt tief eingreift in die Geschichte menschlichen Daseins, seit langem schon unser Leben beherrscht und unbekannten Möglichkeiten entgegenführt, ist die Teilnahme der Philosophie am Fortschritt des Wissens eine Selbstverständlichkeit. Da zudem jede Fachwissenschaft, die über ihre Grundlagen nachdenkt, freiwillig oder unfreiwillig, sich an die Philosophie verwiesen sieht, steht diese in ständigem Austausch mit den neuen Entdeckungen und ist gezwungen, deren Revisionsansprüche gegen veraltete Theorien ständig zu überprüfen. Darum kann sie sich auch nicht der Detailarbeit entziehen, die von den Fachwissenschaften geleistet wird, und muß sich selbst mit dem Detail auseinandersetzen. Was jedoch unter dem Eindruck dieser Bindung an den Fortschritt der Fächer die großen, obzwar nicht erfolgreichen Reformatoren der Philosophie in der neueren Zeit übersehen haben, ist die Tatsache, daß in der Philosophie noch ein anderes Element steckt, das nicht den Fortschritt kennt, sondern die schöpferische Wiederholung. Dieses Element darf nicht mit subjektiven Bedürfnissen oder psychologischen Anlagen gleichgesetzt noch als etwas vorgestellt werden, das sich von dem fortschrittfähigen Element in der Philosophie trennen und schließlich aus der Wissenschaft eliminieren ließe. Philosophie als strenge Fachwissenschaft ist genau so eine Utopie wie Philosophie als Kunst. Zu allen Zeiten hat die Arbeit des Philosophen darin bestanden, dem Rätsel das problematisch Faßbare und Lösbare so weit wie möglich abzugewinnen, ohne doch darüber die Grenzen zu vergessen, die der Versachlichung durch die Situation unseres Lebens gezogen sind.

Zum ersten Mal habe ich die Gegenüberstellung Problem—Rätsel in meinem Beitrag für die Festschrift zu Jaspers' 60. Geburtstag (nicht im Druck erschienen) behandelt.

Zu *Huizingas* Ausführungen im 6. und 9. Kapitel seines *Homo ludens* vgl. auch z. B. Kapps Untersuchungen zur Entstehung der Logik (s. seinen Artikel *Syllogistik* in Pauly-Wissowa).

André Jolles' Einfache Formen sind 1926 in den Veröffentlichungen der Sächsischen Forschungsanstalten, Neugermanistische Reihe, erschienen.

An der seit Dilthey stark in Fluß gekommenen Untersuchung des Wesens und der spezifischen geschichtlichen Bewegungsform des Philosophierens beteiligen sich in letzter Zeit auch Franzosen, z. B. *H. Guthrie, Introduction au problème de l'histoire de la philosophie,* Paris 1937, und *E. Souriau, L'instauration philosophique,* Paris 1939 (Bibl. de philosophie contemporaine). Ich erinnere weiter an Leisegang, *Denkformen,* Berlin 1928, an das viel zu wenig bekannte scharfsinnige Buch von F. Kröner, *Die Anarchie der philosophischen Systeme,* Leipzig 1929, und auch noch an meinen Beitrag in der gleich wieder eingegangenen Zeitschrift (nomen est omen) Idealismus I, *Die Frage nach dem Wesen der Philosophie,* Zürich 1933.